

Sabine Trinkauss lebt mit Schaf und Familie in Alfter bei Bonn. Seit 2007 schreibt sie kriminelle Kurzgeschichten, für die sie bereits zahlreiche Preise gewonnen hat. »Der Zorn der Kommissarin« ist ihr zweiter Roman im Emons Verlag.

SABINE TRINKAUS

Der Zorn der Kommissarin

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für meine wunderbare Kollegin Regina Schleheck,
ohne die es diesen Roman so nicht gegeben hätte –
danke!

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: [iStockphoto.com/blackred](https://www.istockphoto.com/blackred)
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2014
ISBN 978-3-95451-308-6
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch die AVA international GmbH
Autoren- und Verlagsagentur.
www.ava-international.de

Prolog

Es ist ein Moment, der Bruchteil einer Sekunde, in dem man begreift, was Grauen bedeutet. Elementar und kalt fühlt sich das an, sonderbar beiläufig erkennt man, dass dieser Moment das Leben für immer verändert.

Die Fensterscheibe ist aus Milchglas. Die Krone des Baums im Hinterhof kann man nur schemenhaft sehen. Man weiß, dass die ersten Blätter schon gelb werden, der Herbst beginnt. Die Augen schauen auf hellgraue Fliesen, modernes Design, ein schönes neues Bad. Der Geist versucht, diese Gedanken festzuhalten, die nichts mehr bedeuten, weil alles auf gefährliche, Angst einflößende Weise auseinanderdriftet.

Eine Tür aufzubrechen ist viel leichter, als man denkt. Obwohl man nicht daran denkt, normalerweise, wozu auch? Man kann ja nicht ahnen, dass der Moment kommt, in dem Stille plötzlich bedrohlich wird. In dem es nur ein paar Tritte braucht. Es schmerzt in der Hüfte. Ein Knall, kein schönes Geräusch, dann wieder Stille und ein Bild.

Eben noch war er so laut. Er hat gebrüllt und getobt. Eben noch hat man sich gewünscht, dass er still sein möge. Da drüben in dem Raum, in dem alle saßen. Alle haben etwas genommen, ein bisschen, nicht zu viel, man muss einigermaßen klar bleiben. Alle haben auf den dicken Kissen auf dem Boden gesessen und das Gefühl genossen. Der Geist wird weit, Bilder fließen, sanfte Farben und Töne. Alles wird klar, weil der Geist durchlässig ist. Alles ist friedlich und entspannt.

Bis der Zorn kommt, unvermittelt aus dem Nichts. Ohne Vorwarnung ist er aufgesprungen. Er war laut und böse und hasserfüllt. Er hat allen Angst gemacht. Er hat sich nicht beruhigen lassen, es war unmöglich, zu ihm durchzudringen. Als er aus dem Raum stürmte, waren alle erleichtert.

Zwei Minuten oder vier oder zehn hat man gewartet, bevor man ihm folgte. Es ist schwer zu sagen, unmöglich, fest steht nur, dass es zu viele Minuten waren. Die Badezimmertür war

verschlossen, er reagierte nicht auf Rufen, er war still, so still, zu still, sodass man Anlauf nahm, die Tür aufbrach, es war ganz leicht, eine Badezimmertür, nicht dafür gemacht, jemanden aufzuhalten, der gewaltsam hineinwill.

Ein Tritt, ein Knall, splitterndes Holz, Zerstörung und Stille. Jemand atmet keuchend. Dann ein Aufschluchzen, eine Stimme beginnt zu kreischen. Man steht da, wünscht sich, dass das Kreischen aufhört, obwohl es besser ist als die Stille.

Man will weggehen, aber das geht nicht. Man muss etwas tun, man trägt Verantwortung, aber man kann nicht. Das Grauen lähmt.

Jemand stürzt zu ihm, packt seinen Oberkörper, richtet ihn auf und lockert so den Druck des Seils um den Hals. Das andere Ende ist am Fenstergriff verknotet.

Er kniet auf dem Boden. Er ist blass und still, und es ist zu spät. Es ist anders, als man es im Fernsehen sieht, wo sie immer hängen, von Dachbalken, von Bäumen im Wald. In Wirklichkeit machen die Menschen es häufiger so. Sie hocken, knien, sitzen, wenn sie sich erhängen. Es braucht nicht viel Kraft, die Blutzufuhr zum Gehirn abzuschneiden. Wenn man erst das Bewusstsein verloren hat, geht alles ganz schnell.

Sein Kopf rollt nach vorn, während jemand den Oberkörper hält. Jemand tut, was man tun muss, was man selbst tun müsste, aber man kann nicht. Man steht nur da und hört, wie jemand nach einem Krankenwagen ruft. Jemand anderes schluchzt verhalten. Man kann die Augen nicht abwenden vom Grauen. Man weiß, dass es für immer dableiben wird. Man wird dieses Bild nie mehr loswerden.

Und auch nicht die Schuld.

1

Kriminalhauptkommissar Brodtmann hatte den Arm um die schmalen Schultern der Frau gelegt und führte sie vorsichtig über den gepflegten Rasen in Richtung der Villa. Die Ritterlichkeit der Geste, seine bärenhafte Statur neben ihrer Zerbrechlichkeit und nicht zuletzt die Kulisse des kunstvoll angelegten großen Gartens, der sich vom Haus bis zum Flussufer erstreckte – all das wirkte sonderbar unwirklich. Wie in einer Pilcher-Verfilmung, dachte Ruth. Wie in einem bescheuerten Groschenroman.

Für einen Moment gab sie die Kontrolle auf. Sie ließ ihn von der Leine, den unmotivierten Hass auf diese Person. Verena Brandmeyer! Dieses zierliche Frauchen in dem nachtblauen Seidenkimono, der mit seinem breiten Gürtel die puppenhafte Taille betonte. Ruth hasste die lilienweiße Haut und die zu großen hellblauen Augen, die einen so delikaten Kontrast zu dem glänzenden rabenschwarzen Haar bildeten. Makellos war diese Frau, genau wie die Villa, genau wie der Garten. Genau wie das Leben, das sie bis zu diesem Tag geführt hatte. Eines, das sie vermutlich zu der Annahme verleitet hatte, ihr könne nichts passieren.

Das war allerdings ein Irrtum.

Einer, der dazu führte, dass Ruth jetzt hier war, statt zu Hause in der Küche zu sitzen, gehüllt in den alten braun gestreiften Herrenbademantel, um den ersten Kaffee des Tages zu trinken.

Verena Brandmeyer hatte ihren Mann im Pavillon gefunden. So bezeichnete sie das überdimensionierte Gartenhaus am Ufer des Flusses, dessen Panoramafenster einen Blick auf den Rhein eröffneten, den man am besten von einem der gemütlichen Sessel vor dem Kamin genoss. Jetzt war das Feuer allerdings längst erloschen. Und Eugen Brandmeyer war mausetot.

Ein solcher Fund war ein großer Schock, auch für die Verena Brandmeyers dieser Welt. Und darum heulten sie dann Rotz und Wasser. Nein, korrigierte Ruth sich still, sie heulten nur Wasser.

Kurz wanderte ein Bild durch ihren Kopf, eines, das sie einmal gesehen hatte, als sie unvorsichtig und zufällig beim Heulen einen Blick in den Spiegel geworfen hatte.

Es gab, so stellte sie fest, offensichtlich solche und solche Frauen. Wasserfrauen und Rotzfrauen.

Ein Räuspern hinter ihr holte sie in die Wirklichkeit zurück. Ruth fuhr herum.

Sie fühlte sich ertappt. Vage schuldig. Immerhin kannte sie Frau Brandmeyer gar nicht. Und die arme Frau hatte gerade ihren Ehemann verloren. Sie verdiente Ruths Mitgefühl. Eigentlich.

Dieser Typ hingegen, der da neben der Leiche stand, war wirklich ein Idiot! Schon wie er aussah! Halbglatze, Goldrandbrille. Das wandelnde Klischee des Hausarztes mit einer schwarzen altmodischen Arzttasche. Er stand kurz vor der Rente, einer guten Rente, darauf wettete Ruth, denn vermutlich hatte er ja seine nette kleine Praxis hier irgendwo in der Nachbarschaft inmitten der Villen am Rhein. Bestimmt wurde er nicht allzu oft von Kassenpatienten belästigt.

»Wir sollten vielleicht an die frische Luft gehen.« Seine Stimme war leise.

Ruth würdigte ihn keiner Antwort. Sie starrte auf den erloschenen Kamin und den toten Mann davor. Das Seil lag noch um seinen Hals. Natürlich hatten sie ihn abgeschnitten. Man konnte weder Frau Brandmeyer noch gar dem Arzt einen Vorwurf machen. Aber Ruth ärgerte sich trotzdem. Die Kollegen von der Spurensicherung mochten es gar nicht, wenn man die Leiche bewege, den Tatort veränderte.

Er war bleich. Jemand hatte seine Augen geschlossen. Aber er sah nicht aus, als schlief er. Sie sahen nie aus, als schliefen sie. Jedenfalls nicht für Ruth, die es ja besser wusste.

Sie wandte den Blick ab, ließ die Augen durch den Raum wandern. Er wirkte ordentlich, aufgeräumt und sauber. Die Etiketten der leeren Flaschen auf einem Beistelltisch verrieten, dass diese einst Hochprozentiges enthalten hatten. Nur das – und natürlich die Leiche – ließ ahnen, dass hier etwas aus dem Ruder gelaufen war.

»Frische Luft wird uns guttun!« Der Arzt hatte sich in Rich-

tung Tür bewegt und blickte Ruth sorgenvoll an. »Sie sehen ein bisschen blass aus.«

Ruth unterdrückte ein Schnauben. Wenn sich dieser aufgeblasene Schnupfenmediziner einbildete, er müsste hier den väterlichen Beschützer spielen, dann hatte er sich geschnitten. Ruth hatte in ihrem Leben bestimmt doppelt so viele Leichen gesehen wie er. Und sie war ganz sicher nicht blasser als der feine Herr Doktor selbst!

Unglücklicherweise hatte er natürlich vollkommen recht. Dem Mann vor dem Kamin konnte keiner mehr helfen, und bis die Spurensicherung eintraf, war es am sinnvollsten, den Fundort zu sichern und sich zu entfernen. Die Wartezeit sinnvoll zu nutzen, um etwa den Hausarzt des Opfers zu befragen.

Es war an der Zeit, sich zusammenzunehmen.

Leider hatte Ruth dazu gar keine Lust.

Ruths Tatortzorn – so nannte Brodtmann das Phänomen. Seine frisch angetraute Gattin war Psychologin, und gemeinsam hatten die beiden eine feinsinnige Ferndiagnose erarbeitet.

Ruth kannte deren Inhalt nicht. Sie hatte sich in aller Entschiedenheit verboten, Thema und Subjekt der küchenpsychologischen Forschung im Hause Brodtmann zu sein. Ihr war klar, dass das ihren Kollegen nicht weiter scherte, aber immerhin respektierte er ihren erklärten Wunsch, die Sache nicht weiter zu diskutieren.

Wozu auch? Es war im Grunde ganz einfach. Ruth kam nicht klar mit Leichen. Sie hasste Tatorte. Tote Menschen setzten sie unter Stress. Dabei spielte es nur eine untergeordnete Rolle, mit welcher Art von Verbrechen sie zu tun hatte. Es ging nicht um das Maß der Brutalität oder den Grad der Verwesung oder sonst eine messbare Belastungsgröße. Was Ruth zusetzte, war der Tod selbst, dieser banale Umstand, einen Körper zu sehen, der eben noch gelebt, nun damit aber ein für alle Mal aufgehört hatte.

Das war nicht die beste Voraussetzung für eine Tätigkeit im Dezernat für Todesermittlungen. Aber Ruth mochte ihren Job. Und sie war eine gute Ermittlerin. Das war wohl der Grund, dass Brodtmann und die anderen Kollegen und auch ihre Vorgesetzten in stillem Einverständnis einfach ignorierten, dass sie am Tatort eine Katastrophe war.

Ruths Tatortzorn ließ sie so wütend werden, dass sie irgendwohin musste mit dem, was da brodelte. Wenn sich kein passendes Ziel fand, begann sie einfach, unmotiviert alle Anwesenden zu hassen. Den Tod zu hassen, das kam ihr nämlich verschroben und außerdem ein bisschen albern vor. Die Leiche zu hassen, erschien ihr unfair.

Die lebenden Anwesenden hingegen konnten es verkraften, zumal Ruth sich meist einigermaßen im Griff hatte – gut genug, um nur als biestiges Flintenweib wahrgenommen zu werden, aber nicht als Soziopathin.

Sie folgte dem Doktor nach draußen. Waldberg, so hatte er sich vorgestellt. Verena Brandmeyer hatte ihn gerufen, nachdem sie ihren Mann leblos am Fenstergriff hängend vorgefunden hatte. Er hatte den Tod festgestellt und dann die Polizei informiert. Er hatte alles richtig gemacht. Vorbildlich sogar.

Nun steuerte er auf eine Bank am Flussufer zu. Eine wunderschöne schmiedeeiserne Bank mit einer Sitzfläche aus glänzendem Holz. Sie setzten sich, und für einen Moment starrten beide schweigend aufs Wasser.

Waldberg legte den Kopf in den Nacken und atmete tief durch. Dann kramte er in seiner Jackentasche und zog ein verknittertes Päckchen Zigaretten hervor, das er Ruth hinhielt.

Sie rang die Versuchung, die sie heimtückisch ansprang, nieder und verneinte tapfer.

»Ich sollte auch nicht«, murmelte Waldberg und inhalierte gierig. »Aber manchmal muss es einfach sein.«

Ruth ließ ihn einen Moment rauchen. »Also?«, fragte sie dann.

»Was soll ich sagen?«, murmelte Waldberg. »Es ist ein Schock. Er war eine Ewigkeit mein Patient. Wir haben uns oft gesehen. Er war krank, wissen Sie, er war Diabetiker und darum regelmäßig in der Praxis.«

»Hat er sich deshalb umgebracht?«

»Wegen Diabetes?« Waldberg warf ihr einen Blick zu. »Wohl kaum.«

Ruth streckte die Beine ein Stückchen weiter aus. Die Morgen-sonne färbte den Fluss rötlich. Sie wartete.

»Er war gut eingestellt. Es ging ihm alles in allem sehr gut da-

mit.« Waldbergs Stimme war leise. »Er hätte nicht trinken dürfen! Diabetes und Alkohol, das geht nicht gut zusammen.«

Ruth wünschte, er würde zum Punkt kommen. Zu irgendeinem Punkt. Sie wollte hier weg. Sie wollte ins Präsidium und dort einen starken Kaffee trinken, statt ihre Zeit mit komplizierten, zögerlichen alten Männern zu vergeuden.

»Können Sie sich vorstellen, warum er das getan hat?«, fragte sie.

»Nein!« Waldbergs Widerspruch kam ein bisschen zu schnell und zu laut. »Herr Dr. Brandmeyer war ein intelligenter Mensch!«

»Nicht nur dumme Menschen bringen sich um.«

»Natürlich nicht. Was ich sagen will, ist, dass er ein rationaler Mann war. Einer, der mit Problemen umgehen konnte.«

»Er hat gesoffen«, stellte Ruth fest. »Obwohl er als rationaler Mensch wusste, dass er das nicht tun sollte.«

Waldberg sah sie empört an. »Er hat hin und wieder ein Glas getrunken. Der Mann stand unter enormem Druck! Vielleicht hat er gelegentlich über die Stränge geschlagen, aber ich verwahre mich gegen den Begriff ›saufer‹.«

»Ich bin kein Arzt, aber die Leiche stinkt nicht nach einem Gläschen zu viel. Eher nach einer Brennerei!«

Waldberg schwieg. Auf die Art, die nahelegte, dass Ruth zu weit gegangen war.

»Er hatte Stress, sagten Sie?« Sie bemühte sich um einen ver-söhnlichen Tonfall.

Waldberg zuckte die Schultern.

»Herr Dr. Waldberg!« Ruth atmete tief durch. »Ich mache hier nur meinen Job. Und ich würde es wirklich begrüßen, wenn Sie mir das Leben nicht schwerer machten.«

Waldberg ließ die Kippe fallen und trat sie wütend tot. »Ich will hier nichts in die Welt setzen«, murmelte er.

»Was Sie sagen, bleibt unter uns«, log Ruth frech. »Es ist wichtig, dass wir ein möglichst umfassendes Bild bekommen.«

»Es ging ihm nicht besonders in den letzten Monaten.« Noch immer blickte Waldberg zu Boden, und sein Genuschel war schwer zu verstehen. »Er hat wohl viel gearbeitet. Er kam mir nervös vor, er hat Gewicht verloren. Da keine körperliche

Ursache zu erkennen war, gehe ich davon aus, dass die Sache stressbedingt war.«

»Ja?«

»Ich habe ihm geraten, sich ein wenig zu schonen. Sich Ruhe zu gönnen.«

»Und?«

»Nichts ›und‹. Ich bin sein Arzt, nicht sein Vorgesetzter. Ich kann meinen Patienten nur Ratschläge geben. Ob sie befolgt werden, liegt nicht in meiner Hand.«

Ruth musterte ihn unauffällig. Er starrte angespannt auf den Rhein und schien sich nicht sehr behaglich zu fühlen. Einen Grund, flehte sie still. Gib mir bitte einen Grund. Suizid war eine tragische Sache. Eine schlimme Geschichte, vor allem für die Hinterbliebenen. Für sie und ihre Kollegen war es allerdings eine dünne Akte, die man rasch schließen und ins Archiv bringen konnte. Keine schlechte Perspektive.

Leider tat Waldberg ihr den Gefallen nicht. »So war er nicht. Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass er sich umgebracht hat.« Er zog die Beine unter die Bank, setzte sich ein bisschen gerader und straffte die Schultern. »Ich würde jetzt gerne nach Frau Brandmeyer sehen. Wenn Sie noch weitere Fragen haben, können Sie mich ja anrufen!«

Er rannte fast in Richtung Villa. Ruth sah ihm nach und nahm erleichtert zur Kenntnis, dass er ihr ein bisschen leidtat. Der Tatortzorn klang also ab. Noch ein Viertelstündchen, und sie würde wieder die sozialkompetente und vergleichsweise wenig neurotische Person sein, die Kollegen und Freunde schätzten und liebten. Es war jedes Mal wieder beruhigend.

Sie richtete ihre Aufmerksamkeit erneut auf den Strom, der sich träge dahinschob, und sah der Sonne beim Aufgehen zu, bis auf dem Kies der Auffahrt knirschende Autoreifen verrietten, dass die Kollegen von der Spurensicherung eingetroffen waren.

2

Es hatte geregnet in der Nacht, und Ines' federnde Schritte wirbelten den feuchten und würzigen Duft des Waldbodens auf.

Alles wird gut. Der Gedanke kam plötzlich. Ines zögerte nicht, sondern griff nach dem Gefühl, hielt es ganz fest. Der Rhythmus der Schritte wurde gleichmäßiger, der Atem etwas ruhiger.

Es ging ihr viel besser. Seit sie jemanden hatte, mit dem sie reden konnte, fühlte sie sich stärker. Niemand konnte ihr die Probleme abnehmen. Aber darüber zu sprechen gab ihr das Gefühl, wieder auf dem Weg zu sein.

Es war ein Fehler, die Steigung zu unterschätzen. Sie sah ganz harmlos aus, aber sie zog sich. Heimtückisch saugte sie Kraft aus den Beinen. Ines' Waden brannten. Sie lief zu schnell, eigentlich wusste sie es besser. Aber es tat ihr gut, die Angst, die sie im Nacken spürte, in Energie umzuwandeln.

Sie hätte das Kind nicht bekommen dürfen. Noch immer löste der Gedanke Schuldgefühle aus. Sie liebte den Jungen. Er war so ein süßer kleiner Kerl. Er konnte nichts dafür. Er war einfach der berühmte Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Seit er da war, entglitt ihr alles.

Jetzt war er bei ihrer Mutter, zusammen mit den zwei Großen, die doch auch nicht groß waren, sondern noch so klein. Ines versuchte, nicht an den Blick ihrer Mutter zu denken. Den unausgesprochenen Tadel. Ihre Mutter schätzte es nicht, wenn Ines irgendetwas tat, was sie für Zeitverschwendung hielt. Durch den Wald rennen zum Beispiel. Sie begriff nicht, wie dringend sie das brauchte. Eine Stunde, ab und zu.

Ihre Mutter hatte keine Ahnung, wie ihr Leben sonst aussah. Bisher hatte Ines geglaubt, dass das auch ganz gut so war. Ein Irrtum, das begriff sie langsam. Ihr Fehler.

Das Brennen wurde schlimmer, aber sie war fast oben. Sie wusste, dass sie es schaffen würde. Das letzte kleine Stück noch, dann kam die Ebene. Dann ging es geradeaus, wie von selbst,

und dann, am Ende, wieder hinunter. Bergab, so leicht, dass es sich wie Fliegen anfühlte.

Sie atmete tief und gleichmäßig und merkte, wie die Dinge im Kopf an ihren Platz fielen. Das war es, was sie am Laufen so mochte.

Es war ein Fehler, die Steigung zu unterschätzen.

Aber viel schlimmer war es, sich diesen Fehler nicht einzugestehen. Man konnte die Grenze nicht beliebig verschieben. Es war keine Schande, aufzuhören, wenn es nicht mehr ging.

Heute Abend würde sie mit ihm reden. So ging es nicht weiter. Sie schaffte es einfach nicht mehr. Sie brauchte ihre Zeit und Energie für die Kinder. Ein Leben mit ihnen. Das war viel wichtiger als das Haus.

Es würde ihm schwerfallen, das Haus zu verkaufen. Aber er würde begreifen, dass einem das schönste Haus nichts nutzt, wenn man jede Minute, die man darin wohnte, damit verbrachte, sich zu sorgen.

Sie konnten ganz neu anfangen, ohne Schulden und ohne Angst.

Eine Krähe flatterte krächzend aus dem Unterholz auf.

Er weiß nicht, wie lange er schon reglos hinter dem Baum steht. Vermutlich zu lange für jemanden, dem die Zeit davonläuft. Der Gedanke scheint ihm unsinnig, hier draußen. Die Zeit läuft nirgendwohin und auch nicht davon. Darüber nachzudenken, dass sie ihm zu entgleiten scheint, sich seiner Kontrolle so vehement entzieht, führt nur zu Verzweiflung. Verzweiflung, die in hilflosen Zorn übergeht und ihn so daran hindert, Entscheidungen zu treffen.

Die Zeit ist da und verstreicht. Sie ist nicht sein Freund. Sie ist nicht sein Feind.

Es gibt keinen Grund, sie zu fürchten, denn das ändert nichts an dem Spiel, das sie mit der Macht spielt, die man Gott oder Schicksal oder Zufall nennt.

Alles ist doch längst geschehen. Dass es niemand bemerkt hat, ändert nichts. Es gibt kein Zurück in dem Spiel. Ein Zug ist ein Zug, was liegt, das liegt. Weglaufen gilt nicht. Wohin hätte er

auch laufen sollen? Es gibt längst keinen Ort mehr für ihn. Nicht in dieser Welt und vermutlich auch in keiner anderen.

Eine tiefe Ruhe hat von ihm Besitz ergriffen. Etwas ist erwacht, etwas Altes, das tief in ihm geschlummert hat. Er ist ein Jäger geworden. Eins mit dem Wald und der Zeit.

Trotz Müdigkeit und Erschöpfung war Ines gut in Form. Das Laufen schien ihr mehr Kraft zu geben als zu nehmen. Hin und wieder eine Stunde, zum Denken, zum Atmen. Sie brauchte diese Stunde genau wie das Gefühl, die Dinge im Griff zu haben.

Er würde sich schämen, wenn sie aufgaben. Aber ein bisschen Scham schien ein geringer Preis zu sein verglichen mit dem, was sie jetzt bezahlten. Sie hatte das verstanden. Alles andere spielte keine Rolle.

In ihrem Kopf erwachte die andere Stimme. Sie zischte etwas von Verrat, von Schwäche.

Sie atmete tief, ein und aus und ein und aus, sie atmete die Stimme nach draußen, in die Waldluft.

Sie hatte es fast geschafft. Bald war sie oben. Bald war das Schlimmste überstanden.

Er hört sie, bevor er sie sieht. Den dumpfen Klang der Schritte auf dem Waldboden, keuchenden Atem. Kurz ist ihm, als könne er sie wittern.

Ihr Blick trifft den seinen, als er hervortritt. Eine Sekunde nur schaut sie in seine Augen. Erkennen blitzt auf, gefolgt von Erstaunen. Dann begreift sie sehr schnell. So instinktiv, wie er in die Rolle des Jägers geschlüpft ist, erkennt sie, dass sie Beute ist. Sie versteht, dass sie verloren hat. Und doch kämpft sie. Verzweifelt wehrt sie sich gegen seinen Griff. Sie schreit nicht, sondern konzentriert ihre Kräfte. Ihre Gegenwehr ist erbittert, stärker, als er erwartet hat. Aber sie hat keine Chance. Er presst den Lappen auf ihre Nase und ihren Mund, spürt, wie ihre Bewegungen schwächer werden.

Dann liegt sie da. Er betrachtet sie. Das Hochgefühl ist verschwunden. Er ist kein Jäger mehr. Er ist ein Mensch, und diese Frau ist auch ein Mensch. Ihr Mund steht offen. Ihr Sweatshirt

ist nach oben gerutscht, entblößt einen Teil des weißen weichen Bauches, der nicht zu den dünnen, sehnigen Beinen passen will, die in den Laufhosen stecken. Sie sieht grotesk aus, wie sie da liegt. Entsetzen flackert auf. Schuld und Angst.

Er muss sich beeilen. Es gibt kein Zurück, jetzt nicht mehr. Widerwillig packt er sie an den Armen und zerrt sie vom Weg. Das Seil hängt an einem der unteren Äste. Er bringt sie in die richtige Position, legt die Schlinge um ihren Hals. Dann wartet er.

Angela liebte den Morgen. Diese Zeit, in der wie auf ein geheimes Signal Menschen aus den Häusern traten, aus allen Richtungen zum Bahnhof strömten. Ein Wimmeln, das auf den ersten Blick chaotisch aussah. Auf den zweiten erkannte man die Ordnung. Von weit oben sah es vermutlich aus wie ein Ameisenhaufen. Jeder hatte seinen Pfad, wich nicht davon ab, sondern bewegte sich zielstrebig bis zum Bahnsteig, an die eine, die richtige Stelle, stand dort und wartete, bis ein Zug kam und ihn schluckte. Ein Zug, der wiederum andere ausspuckte, die dann den Bahnhof verließen, zielstrebig und emsig zu anderen Bahnen eilten, zu Bussen oder zu Fuß in Richtung Büro strebten.

Jeder für sich, aber zusammen ein großes Gefüge. Frühmorgenmenschen, frisch und gepflegt. Frühmorgenfrauen in Kostümen, auf hochhackigen Schuhen, gut frisiert und duftend.

Angela mochte das Gefühl, dazuzugehören. Sie schob den Schulterriemen ihrer neuen Handtasche ein wenig höher und passte sich dem Tempo der Menge um sie herum an.

Sie fühlte sich gut. Sie war eine attraktive berufstätige Frau. Eine, die aussah, als hätte sie es geschafft, die zu beneiden war. Bis vor Kurzem war es wirklich so gewesen. Bis er alles ruiniert hatte.

Sie schob den Gedanken weg. Es war kein Gedanke für den Morgen. Schon gar nicht für diesen Morgen, an dem sie sich noch ein bisschen besser fühlte als sonst.

Das lag an dem Rock, dem neuen Rock, rot und seidig schim-

mernd. Reduziert und trotzdem zu teuer, aber das war ihr egal. Sie hatte fünf Kilo abgenommen. Ganz ohne Diät, einfach so. Sie hatte sich eine Belohnung verdient.

Sie sah gut aus. Man sah Angela Zülpenich ihr Alter nicht an. Eine schlanke, gepflegte Erscheinung. Angela hatte sich nie gehen lassen. Und das tat sie auch jetzt nicht.

Etwas gewagt war ein roter Rock natürlich, aber es war ein dezentes Rot, und außerdem war er wie für sie gemacht. Er betonte die schmale Taille und spannte genau richtig über der Hüfte. Fünf Kilo, einfach so!

In erster Linie lag es vermutlich an Stress. In zweiter Linie daran, dass sie sich ganz anders ernährte, seit er weg war. Er hatte nie gern in der Kantine gegessen, lieber abends zu Hause. Schnitzel und Bratwurst und Hackbraten, schwere Soßen, Kartoffeln, die er gern in das Fett in der Pfanne tunkte. So aß er am liebsten, und Angela war blöd genug gewesen, sich all die Jahre nach seinen Wünschen zu richten.

Seine Cholesterinwerte mussten schwindelerregend hoch sein. Er ging nie zum Arzt, er hielt nichts von Vorsorge. Sie hatte ihm immer wieder gesagt, dass das unvernünftig war in seinem Alter. Mit dieser Ernährung, er trank ja auch zu viel. Er achtete nicht auf seinen Körper. Es war ein Wunder, dass er weder fett geworden war noch einen Herzinfarkt bekommen hatte.

Es war ein Jammer, eigentlich.

Angela räusperte sich vorsichtig. Ihr Hals kratzte ein wenig, und sie spürte einen leisen Schmerz hinter der Stirn. Kaum regte sie sich auf, meldeten sich wieder die Nebenhöhlen.

Ihr Blick fiel auf den Mann, der ein paar Meter von ihr entfernt stand. Anzug, ein dunkler Mantel über den Arm gelegt, Aktentasche. Er starrte in ihre Richtung. Er war schon älter, alt eigentlich, und er starrte sie an. Schnell wandte sie den Blick ab. Es lag am Rock. Er stand ihr, zeigte genug Bein. Sie hatte immer schöne Beine gehabt.

Sie hob den Kopf ein bisschen höher, streckte den Rücken. Verlagerte unauffällig ihr Gewicht und schob die Hüfte ein Stück vor. Dabei tat sie so, als mustere sie interessiert den gegenüberliegenden Bahnsteig.